

Das Urheberrecht als ökonomische Basis und Steuerungselement des wissenschaftlichen Publizierens

Vielen Dank für die Begrüßung und auch für die Einladung und die Möglichkeit, hier die Gedanken eines Verlegers vorstellen zu können vor einem Auditorium, das vielleicht weitestgehend die Auffassung, die ich vortragen werde, nicht teilt. Aber ich will gar nicht so sehr über Meinungen sprechen, sondern werde versuchen, einige Fakten vorzutragen und daraus die Schlussfolgerungen zu ziehen, die vielleicht doch auch Wissenschaftler zu Teilen mittragen könnten.

Ich habe bemerkt, dass durch einen Irrtum meines Sekretariats der Titel falsch angezeigt war. Sie hatte nämlich den Titel von Herrn Krings' Vortrag übernommen, und das versetzt mich in die unangenehme Lage, dass ich schlicht sagen darf, dass all das, worauf ich grundsätzlich verlagspolitisch, urheberrechtlich, gesellschaftspolitisch hätte hinweisen wollen, aber aus Zeitgründen in mein Referat nicht einbauen konnte, Herr Krings vorgebracht hat. Einen besseren Vormann, als Sie es eben gewesen sind, Herr Krings, könnte ich mir überhaupt nicht vorstellen. Ich kann jede Zeile von dem, was Sie gesagt haben, voll unterstreichen, gerade auch diesen wesentlichen Hinweis auf das Kartellrecht und die Differenz zu urheberrechtlichen Regelungen.

Ich möchte mit einigen ganz einfachen Sätzen beginnen, die völlig trivial sind. Der erste lautet: Die Wissensgesellschaft beruht auf Kommunikation. Der zweite heißt: Kommunikation erfordert Strukturen und Kanäle. Und der dritte Satz ist: Dafür sorgen seit über 500 Jahren zu wesentlichen Teilen die Verlage. Und nun ist eben die Frage: Hat sich das alles total dadurch geändert, dass wir jetzt seit einigen Jahren über digitale Techniken und insbesondere über die Möglichkeiten des Internet verfügen? Auch der nachfolgende Satz ist noch ein ganz allgemeiner, trivialer Satz, dass nämlich jede Investition eine ausreichende Amortisationsphase erfordert. Das gilt auch für Verlage. Es muss also ein Rechtsrahmen existieren, der grundsätzlich eine solche Amortisation ermöglicht. Das heißt natürlich nicht, dass es einen Rechtsrahmen geben soll, der jede Investition auch rentabel macht, das unternehmerische Risiko soll voll bei den Verlagen verbleiben. Aber es muss einen Rechtsrahmen geben, der immerhin möglicherweise eine Amortisation der Aufwendungen der Verlage ermöglicht. Es gibt ja in anderen Bereichen neben dem Urheberrecht

den Begriff der *Leistungsschutzrechte* und der *Gedanke* wird immer wieder vorgebracht. Ich bin viele Jahre in deutschen und auch in vielen internationalen Urheberrechtsgremien ehrenamtlich tätig gewesen, und dort hat es immer wieder Bemühungen gegeben, ein separates Leistungsschutzrecht für Verlage zu etablieren. Ich selbst bin und war da immer (wie die französischen Kollegen, die ja der Kern des sogenannten „droit d’auteur“, der kontinentalen Urheberrechtstradition sind) der Meinung, dass es viel besser ist, wenn Verleger und Autoren mit einem Recht gemeinsam etwas am Markt erreichen wollen und keine Spaltung eintritt in die Urheberrechte, die dem Autor zustehen, und in die Leistungsschutzrechte für Verlage.

So wie im Moment die Debatte über *Open Access* verläuft – ich komme darauf noch zu sprechen –, würde wahrscheinlich der für mich betrübliche, aber unabweisliche Ausweg sein müssen, dass Leistungsschutzrechte für Verlage geschaffen würden. Ich fände es schlecht und es würde viele Probleme auch gar nicht mildern.

Eine dritte Beobachtung ist, dass das Urheberrecht zu schützen im digitalen Umfeld noch viel wichtiger, schwieriger und aufwendiger ist als im gedruckten Bereich, und zwar einfach deswegen, weil das Kopieren – also das Herstellen eines zweiten Originals in digitalen Techniken – so ungeheuer leicht und unkontrollierbar am eigenen Arbeitsplatz möglich geworden ist. Es ist nicht so, wie manchmal behauptet wird, dass das Urheberrecht obsolet geworden sei, sondern es ist nur noch viel schwieriger zu handhaben und durchzusetzen. Letzten Endes steckt meines Erachtens hinter der ganzen *Open-Access*-Diskussion schlicht die Frage: Brauchen wir angesichts des technischen Wandels – also der digitalen Techniken und insbesondere der weltweit vernetzten Terminals an den Arbeitstischen der Wissenschaftler –, brauchen wir noch Verlage? Diejenigen, die das verneinen, brauchten jetzt eigentlich gar nicht mehr zuzuhören. Vielleicht aber können die nachfolgenden Fakten doch vermitteln, warum ich glaube – nicht nur weil ich auch Verleger bin –, dass Verlage eine ganze Menge Sachen machen, die nützlich sind. Und dass man doch überlegen sollte, wie wir sichern können, dass diese nützlichen Funktionen, die bislang bei Verlagen alloziert sind, auch weiterhin erfüllt werden können. Und ich wiederhole: wenn man irgendwelche Leistungen von diesem Sektor erwartet, dann bedarf es der rechtlichen Schutzmechanismen, um den Verlagen überhaupt zu ermöglichen, wirtschaftlich tätig zu werden.

Beim klassischen Verlagsmodell gibt es sehr viele Dinge, die bei einer Publikation zu tun sind. Da ist zunächst das Sichten, Bewerten und Ordnen, also die Vorphase der Manuskriptauswahl. Dann kommt das Aufbereiten, jetzt also „Formatieren“, früher war das mal „Setzen“ – ein komplizierter Vorgang, der weitgehend weggefallen ist. Danach

kommt – vielleicht das Entscheidendste aller Verlagsleistungen – das Verbreiten und das Sichtbarmachen. Und es ist eben nicht so – wie oft geglaubt wird – , dass durch das Internet das Sichtbarmachen von selbst da sei, weil man auf seiner Homepage irgend etwas eingestellt hat, das im Zweifel alle, aber in Wahrheit natürlich überhaupt niemand liest – denn wer sollte denn diese Homepage anklicken? Also es bedarf schon der Strukturen und Kanäle, die ich erwähnte, und einer der Organisatoren für solche Strukturen und Kanäle sind und waren immer die Verlage.

Es gibt einen weiteren, sehr wichtigen Arbeitsbereich, der gerade durch die digitalen Techniken enorm an Gewicht gewonnen hat, das ist die *Metadatenanreicherung*, also die Verfeinerung möglicher Suchstrategien in den Ozeanen des Wissens, der vielen Beiträge, die über die Welt fluten. Dazu gehört das ganz anspruchsvolle Projekt der Verlinkung. Einige von Ihnen sind sicher Juristen, und in juristischen Datenbanken sieht man, was da geleistet wird an Verlinkung zwischen Aufsätzen, zwischen Urteilen, zwischen Gesetzestexten und dergleichen – das sind unglaublich aufwendige Arbeiten, die bisher in Verlagsredaktionen geleistet werden. Irgendjemand muss es machen, und die Verlage stehen bereit und haben ziemlich kompetente Mitarbeiter, um das dann auch zu tun.

Ich will noch kurz auf die Vorbereitungsphase, also Druckvorstufe, zu sprechen kommen. Unstreitig hat sich in den letzten Jahren eine enorme Verschiebung dahingehend ereignet, dass der alte, klassische Herstellungsprozess von Satz, Klischee-Herstellung, Umbruchmachen usw. weggefallen ist, und dass der Verlag heutzutage gerade schwierige wissenschaftliche Texte bereits formatiert bekommt. Ich sehe darin überhaupt nichts Anstößiges. Es ist teils technikbedingt, und es ist teils kostenbedingt. Wenn es diese Verschiebung nicht gegeben hätte, wären Bücher und Zeitschriften ja noch viel, viel teurer. Der Gedanke, wir müssten heute Zeitschriften so herstellen, wie ich das vor 40 Jahren als junger Verlagslehrling gelernt habe, ist aus Kostengründen gar nicht vorstellbar. An dieser Verschiebung, dass die PDF-Datei vom Wissenschaftler oder vom Herausgeber team kommt, vermag ich einfach nichts Anstößiges zu sehen. Es ist eine andere Arbeitsteilung und sie ist sinnvoll, weil sie sich positiv als Ersparnis bei Kosten und damit Preisen auswirkt. Das Aktionsfeld, auf dem Verlage tätig sind, wird damit mehr als je zuvor das *Sichtbarmachen*, Zuordnen zu Prestigeobjekten (vulgo Zeitschriften), zu Titeln und Objekten. Das ist eine außerordentlich wichtige strukturelle Leistung, die dem Leser die Orientierung erleichtert und dem Autor zur Beachtung seiner Inhalte verhilft.

Noch einmal: Wer macht es? In der ersten Stufe – der Vorbereitungsphase – ist in den letzten Jahren diese starke Verschiebung vor sich gegangen; da haben die Autoren und Herausgeber viel mehr geleistet, als sie früher leisteten. Aber die zweite Ebene – das

Verbreiten und Sichtbarmachen –, die bleibt eine sehr komplexe Aufgabe, die weiterhin beim Verlag bleiben könnte. Denn wenn all diese Funktionen auch noch vom Wissenschaftssystem übernommen werden sollten, würde das eine beachtliche Kostenverschiebung zu Lasten der Wissenschaft bedeuten. Circa 8.000 Leute arbeiten in den Wissenschaftsverlagen in Deutschland oder in jenen, die deutschen Wissenschaftlern dienen. Wenn wir zwischen Verlagsangestellten und wissenschaftlichen Assistenten die gleiche Effizienz voraussetzen, dann würden wir in den Wissenschaftseinrichtungen 8.000 neue Planstellen brauchen. Ich halte es für nicht besonders wahrscheinlich, dass diese in den nächsten Jahren geschaffen werden.

Und schließlich das vielleicht schwierigste Problem für die Wissenschaft, wenn sie nicht nur ephemere und kurzfristig arbeitet: die *Langzeitarchivierung*. Auch hier ist die Frage: Wer macht das denn?

Die Langzeitarchivierung liegt teils bei den Verlagen und teils bei den Bibliotheken. Sie ist im digitalen Bereich ein Riesenproblem, und es gibt sicherlich mehr als hundert internationale Kommissionen, die sich nur damit beschäftigen. Ich will das hier nicht vertiefen, aber es ist ein ganz großer, kostenträchtiger Bereich. Wer zahlt das eigentlich alles? Im klassischen Modell leisten es die Verlage, es zahlen die Benutzer, also die Hochschulen, die Abonnenten, die Industrie, teils auch – wenn Zuschüsse gezahlt werden – Autoren oder Wissenschaftsinstitutionen.

Und nun kommen wir zu dem großen Ausweg, Herrn Grötschels Traum: „Alles, und zwar sofort und kostenlos zur Verfügung“. „Kostenlos“ für den, der es nutzt, ist ja möglich, wenn irgendein gütiger Sponsor kommt oder der Staat sich aufrufen würde, all diese Zusatzkosten noch in seine Haushalte zu übernehmen. „Kostenlos“ in der Herstellung und allen erwähnten weiteren Funktionen ist undenkbar. Dieses System, das ich zuvor erläutert habe, kostet sehr viel Geld; in Deutschland allein schon viele hundert Millionen im Jahr. „Kostenlos“ könnte also nur meinen, kostenlos für den Nutzer, und dann stellt sich die Frage: Ja wer zahlt es denn dann?

Wir haben in der *Golden Road* im Grunde dieselben Arbeitsvorgänge, wie beim klassischen Verlagsmodell, das ich nur verkürzt dargestellt habe. Die Vorbereitungsphase wird etwa bleiben, wie sie ist, die Publikationsphase könnte durch Herausgeber oder Autoren etwa direkt von ihrer Institutswebsite erfolgen, oder sie könnte an professionelle portalähnliche Datenbankbetreiber gehen – und ich mache die bescheidene Anmerkung: das könnten auch Verlage sein. Ich glaube nicht, dass fachbereichsübergreifende Hochschulrepositorien ein sinnvoller Weg sind – sie sind zu amorph, können keine gute Sichtbarkeit schaffen und können keine Aktivverbreitung bewirken.

Es gibt bei Open Access Golden Road – das heißt, der Autor zahlt und der Nutzer hat es kostenfrei, – auch Verlagsmodelle. Es gibt eine ganze Menge Verlage, die 2.000 bis 3.000 Dollar pro Arbeit nehmen und ganz gut davon leben. Das ist einfach ein alternatives Modell, und die Frage ist: Würde die Wissenschaft, wenn sie es selber macht und echt rechnet, bis zu Raum- und Heizkosten und allen anderen Nebenkosten, wirklich billiger sein als die Verlage? Die Golden Road stellt also Fragen. Die erste zentrale Frage ist: Werden denn die Kosten bei gleich bleibendem Niveau der Mehrwertleistungen, die bisher von den Verlagen übernommen werden, wirklich sehr stark sinken? Ich glaube, es ist eine plausible Hypothese, dass die Kosten gleich bleiben und eine Verschiebung der Finanzierung sie nicht senkt oder steigert. Es sei denn, man würde sagen, das Wissenschaftssystem selbst ist so viel effizienter in Erbringung all dieser Funktionen, die ich aufgelistet habe, als die Verlage. Ich glaube, dass der Know-how- und Effizienz-Vorsprung der Verlage eine Verschiebung der bisher erfüllten Funktionen nicht unbedingt geraten sein lässt. Die Frage, ob es operativ machbar sein würde, ist die Frage der Planstellen, die ich schon angesprochen habe.

Die Nutzer sind in dem so stark propagierten Modell an den Kosten nicht mehr beteiligt, darüber könnte man natürlich ordnungspolitisch nachdenken: Ist Freibier für alle sinnvoll? Es wird dann sicher mehr getrunken, ob die Bevölkerung gesünder wäre, ist die Frage. Und wenn der Nutzer nicht auch unter ökonomischen Aspekten überlegt, was ihm wirklich wichtig ist, so ist das vielleicht gar kein so ein großer Vorteil. Durch den Wegfall von Preisen geht eine wichtige Steuerungsfunktion verloren.

Eine andere große Frage stellt sich, wenn optionales Open Access angeboten wird: wo Verlage den Autoren die Optionen lassen: „Willst Du Open Access haben, dann gibt es kein Honorar in Sammelbänden, sonst erhältst Du ein Honorar.“ Bei Zeitschriften wäre die Option: bisheriges Verfahren ohne Zahlung seitens des Autors oder sofortige Freigabe i. S. v. Open Access unter Zahlungsleistung des Autors. Ob das einer strukturierten Wissensweitergabe hilfreich ist, kann meines Erachtens noch nicht bewertet werden, es fehlt an breiteren Erfahrungen.

Es ist meine feste Überzeugung, dass die Golden Road für die volle Breite wissenschaftlicher Zeitschriften nicht finanzierbar ist – d.h. es ist unrealistisch, dass sämtliche Kosten des Systems durch Autorenbeiträge getragen werden. Ich glaube, dass es hier noch sehr viele Fragen zu klären gibt.

Meine erste Schlussfolgerung lautet: Ohne urheberrechtlichen Schutz, der auch die Verwerter im Sinne eines Investitionsschutzes umfasst, ist das derzeitige Volumen und Niveau des wissenschaftlichen Publikationssystems nicht aufrecht zu erhalten.

Nun gibt es ja in Kenntnis dieser Problematik die *Green Road*. *Green Road* klingt immer so, als wenn das eine mildere, menschenfreundlichere Version der *Golden Road* sei. Das Gegenteil ist der Fall. Die *Golden Road* ist einfach ein Geschäftsmodell, das können auch Verlage anwenden. Und es gibt Verlage, die machen es schon. Das wäre einfach eine Verschiebung im Markt. Die *Green Road* hat einen ganz anderen Ansatz, nämlich dass man in Erkenntnis der großen Kosten bei *Open Access* vorsichtiger geworden ist und die kostenlose Verfügbarkeit publizierter Beiträge erst nach einer Embargo-Zeit von x Monaten möglichst gesetzlich herstellen möchte. Oft ist dabei von sechs Monaten die Rede, was allein schon eine völlige Verwirrung am Markt dahingehend bedeuten würde, dass ein laufender Jahrgang einer Zeitschrift im September schon zu Teilen im *Open Access* kostenfrei zugänglich wäre, ein Teil des Jahrgangs noch gar nicht erschienen ist und ein dritter Teil sich noch im Urheberrechtsschutz befindet. Ich halte das für eine völlig absurde Konsequenz; die sechs-Monats-Frist scheint mir indiskutabel.

Die *Green Road* wirft auch ansonsten sehr viele Fragen auf. Die erste Frage ist, wo denn das frei zugängliche Dokument überhaupt eingestellt werden sollte. Soll es auf der Website des Autors liegen, auf der seiner Institution oder in einem übergreifenden Repositoriensystem? Wenn es in einem übergreifenden Repositoriensystem läge, würde damit eine verlegerische Betätigung der öffentlichen Hand eintreten, weil das ja wieder eine größere Organisation erfordert, die doch eine Menge ordnungspolitischer, gesellschaftspolitischer und wissenschaftspolitischer Probleme aufwirft.

Die zweite Frage lautet: Wer trägt denn die Betreiberkosten? Wenn es nicht nur um die schlichte Homepage des Autors geht, was ja eine rührende Form des Anbietens wäre, die sicher keinerlei Effizienz hätte, dann muss ja irgend etwas getan werden – Metadatenanreicherung, Verlinkung, Langzeitarchivierung u.s.w. –, all das muss organisiert und bezahlt werden.

Die nächste Frage ist sodann, wer begünstigt werden soll. Sollen denn alle Nutzer begünstigt sein, sollen auch die Pharmaindustrie und die Automobilkonstrukteure und irgendwelche Leute im Ausland mit öffentlichen Mitteln aus Deutschland kostenlos mit Informationen versorgt werden? Diese Diskussion gab es schon einmal bei „subito“, Es ist eine absurde Zielsetzung, die Welt auf Kosten der deutschen Öffentlichkeit, der Steuerzahler generell und ohne alle Einschränkungen versorgen zu wollen.

Schließlich stellt sich auch bei *Green-Road*-Modellen die Frage, wer für die Langzeitarchivierung sorgt. Ganz sicher nicht mehr der Verlag, der nach sechs Monaten aus dem Geschäft ist. Der kann es ja gar nicht mehr, denn er bekäme ja keinen Cent mehr dafür,

wenn er eine Datenbank mit all den Servern, Zugängen, Kontrollen und Zuführungen betreiben würde. Also, wer sorgt für die Langzeitarchivierung?

Wir kommen zur Schlussfolgerung zwei: Open Access Green Road verringert nicht etwa die Zahl der *offenen Fragen* gegenüber Open Access Golden Road, es treten vielmehr neue und vielleicht noch komplexere hinzu. Die Green-Road-Variante in ihrer schlichten Form, wie sie weithin im Moment diskutiert wird, bedeutet einfach eine partielle Enteignung der Verlagsleistungen und ist natürlich demotivierend für Mehrwertleistungen. In diese Lücke müsste der Staat springen, und damit – das ist für mich einer der erstaunlichsten Aspekte in der ganzen Debatte –, würde man den Staat zu einem Verleger machen, zu einem quasi monopolistischen, zumindest dominanten Verleger in einer Zeit, in der von Deregulierung die Rede ist, wo Elektrizitätswerke, Hochschulen, Gefängnisse usw. in die Privatwirtschaft überführt werden – ob das immer gut ist, will ich jetzt gar nicht diskutieren. Aber dass man ausgerechnet in dieser Phase, wo unglaublich starke Staatsleistungen, die seit Jahrhunderten unter Argumenten wie „Daseinsvorsorge“ oder „Hoheitliche Aufgaben“ öffentlich geleistet wurden, nun privatisiert werden, dass man gerade da einen so sensiblen Bereich wie „Wissenschaftskommunikation“ verstaatlichen will – im Sinne eines öffentlichen Repositoriensystems – ist mir auch ordnungspolitisch sehr rätselhaft und bedenklich.

Abschließend komme ich zu einem Aspekt, der für mich mehr aus der Sicht meiner Autoren, also auch derer, die Sie hier sitzen, entscheidend ist. Das bisherige Verlagssystem sorgt durch seine Strukturierung, durch die Zeitschriftentitel, durch die Reihentitel, durch die Bücher, durch die Angebotsformen für eine thematischen Ordnung und Fokussierung, und das ist eine ganz enorme Orientierungshilfe für den Leser, dass es diese Strukturen, diese Kanäle gibt, die die Verlage gebaut und gepflegt haben. Und das Zweite, was durch das bisherige System gesichert ist, ist die Qualitätsschichtung. Es gibt in jedem Wissenschaftsbereich A-Journals, B-Journals und drei Stufen darunter dann die Junk-Journals, in denen auch noch der letzte Rest veröffentlicht wird. Es ist ein gutes System. Da weiß man einfach, wo man dran ist. Ich denke, dass diese Qualitätsschichtung, die das kühle, neutrale, kommerzielle Verlagssystem der Wissenschaft bietet, ungeheuer wertvoll ist, und ich kann mir überhaupt nicht vorstellen, wie die Hochschulen mit von ihnen gesteuerten Repositorien eigentlich in puncto Qualitätsschichtung umgehen wollen. Wie sollen Hochschulen ihren eigenen Bediensteten sagen: „Deine Arbeit ist schlecht, die nehmen wir nicht“? Das können Verlage oder deren Herausgeberteams ganz kühl sagen, und dann beginnt dieser Sortierungsprozess mit dem Absteigen der Arbeiten bis zum Junk-Journal. Mir ist rätselhaft, wie das in einem öffentlich-rechtlichen Repositoriensystem

funktionieren sollte, und ich denke, dass da eigentlich die zentralen Fragen liegen. Sie sehen, ich bin ein überzeugter Wirtschaftsliberaler aus Freiburg, ein bisschen glaube ich schon an die „invisible hand“ des Marktes, und die würde durch öffentlich-rechtliche Open-Access-Repositorien beseitigt.

Nicht also in den Finanzierungsvarianten liegt die entscheidende Frage, sondern in der *Steuerung des wissenschaftlichen Informationssystems*, nämlich ob dieses durch die öffentliche Hand quasi hoheitlich und monopolisierend als Finanzier und Volltextdatenbankbetreiber erfolgen soll oder durch den Wettbewerb der zahlreichen Zeitschriften in zahlreichen Verlagen. Wäre ein in den Hochschulen verankertes Einheitssystem von Annahme und Verbreitung wissenschaftlicher Arbeiten für die Autoren nicht eine große Einschränkung? Ich denke, dass man das bestehende Schichtungssystem als einen Wert erkennen sollte. Ich bin als Verleger gar nicht dagegen, dass der Markt sich verändert und Strukturen sich verändern; wenn man den Markt transformiert, sollte man sich aber überlegen, was man an wertvollen Strukturen hat, die wichtig für das System sind, und wie man sie rettet, – und nicht einfach in die neue Welt des Internet springen und sagen: Das ist die Lösung.

Meine dritte und letzte Schlussfolgerung ist also: Unabhängig von den ökonomischen Argumenten gegen öffentlich-rechtliche Open-Access-Repositorien spricht gegen dieses Konzept die entfallende sichtbare Qualitätsschichtung der Dokumente – das ist für mich das gravierendste Argument. Es bedarf neutraler Dritter als Agenten. Und das hieße: vielleicht gibt es ja doch noch Aufgaben für die Verlage.

Das Wissenschaftssystem steht meines Erachtens vor einer grundsätzlichen Systementscheidung zwischen einem grenzverwischenden, quasi staatlichen Repositoriensystem oder einer vom Wettbewerb um Sichtbarkeit gesteuerten Dienstleisterstruktur der Verlage.

Besser wäre m. E. eine Fortentwicklung der gewachsenen Arbeitsbeziehungen Urheber – Verlage und eine Anpassung an die neuen Gegebenheiten. Diese digitale Welt erfordert keinesfalls ein Abgehen, sondern viel eher eine *Intensivierung dieser Zusammenarbeit zwischen Autoren, Wissenschaft und Verlagen*. Was im digitalen Publikationssystem an Know-how und finanziellen Erfordernissen zusätzlich auf die Beteiligten zukommt, lässt sich besser kooperativ und auf der Basis urheberrechtlicher Garantien für die Verwerter als Dienstleister der Wissenschaft lösen. Es wird ja offenbar gefordert, dass hier jeder seinen Traum nennt, und jetzt formuliere ich meinen Traum: Ich träume davon, dass die Basis eine arbeitsteilige, vertrauensvolle Zusammenarbeit bleibt, wie sie schon zu Zeiten meines Urgroßvaters herrschte, als er 1878 seinen Verlag gründete, weil einige

der Grundelemente der Wissenschaft und wie Menschen darin agieren, sich durch die digitalen Techniken nicht grundlegend verändert haben oder verändern müssen.

Martin Grötschel: Ich darf jetzt Herrn Professor Kuhlen begrüßen. Jetzt kommt das Kontrastprogramm: Herr Kuhlen ist einer der Kämpfer für Open Access, und er wird jetzt seine Sichtweise der Dinge darlegen. Herzlichen Dank fürs Kommen.